

Das Grabtuch von Turin: Eine religionsphilosophische Bestandsaufnahme

Paul Natterer

2014

Eine wissenschaftsphilosophische Untersuchung der archäologischen Zeugnisse im Zusammenhang des Neuen Testaments kann nicht an „dem Grabtuch in Turin [vorbeigehen], das seit hundert Jahren zum prominentesten Textil der Forschung wurde (mit 180 000 Arbeitsstunden, Tendenz immer noch rasant steigend“ (Badde 2010, 157; Titelaufösungen siehe in Folge), welche „das Grabtuch zu dem am besten erforschten Gewebe der Welt gemacht“ haben (Badde 2006, 105): „Nie zuvor war ein Gegenstand von künstlerischem oder historischem Interesse so umfassend geprüft worden [...] Noch nie war ein archäologischer Gegenstand einer so gigantischen Anzahl von Untersuchungen unterzogen worden.“ (Siliato 2000, 71, 90) Aber genauso hat „kein Monument, kein archäologischer Fund ... je in der Geschichte des Abendlandes auf jede neue wissenschaftliche Auskunft eine solche Flut von Gegenhypothesen, eine solche Kette von wilden Phantastereien ausgelöst.“ (Siliato 2000, 27) Der Grund hierfür ist dieser: „Kein Bild und kein Schriftstück auf der ganzen Erde spiegelt detailgenauer und wahrhaftiger, was die vier Evangelien von der Passion und dem Tod Jesu erzählen“ (Badde 2010, 107) Und Befürworter wie Gegner der Echtheit sind sich in der Regel darüber einig, dass die Details, wo sie von der christlichen Ikonografie abweichen, mit den Ergebnissen moderner archäologischer Forschung übereinstimmen.

Wir bilanzieren den archäologischen Forschungsstand anhand folgender Autoren. Einen guten für die Echtheit des Tuches votierenden Überblick mit weiterführenden Literaturhinweisen gibt die aufgrund jahrzehntelanger Mitarbeit in der einschlägigen Forschergemeinde ausgewiesene Archäologin und Historikerin Maria Gr. Siliato, deren Arbeitsschwerpunkt ansonsten die griechisch-römische Spätantike ist: *Und das Grabtuch ist doch echt. Die neuen Beweise*. Aus dem Italienischen von Dr. Karl Pichler, München 2000 [italien. Originalausgabe: *Sindone. Mistero dell'impronta di duemila anni fa*, Casale Monferrato 1997]. Wo Siliatos Darstellung inzwischen korrigiert werden muss, weisen wir darauf hin. Als maßgebliches Standardwerk gilt Ian Wilson: *Das Turiner Grabtuch. Die Wahrheit*, München 1999. Die aktuelle Neufassung des Werkes aus der Feder Ian Wilsons hat den Titel: *The Shroud*, London 2010. Eher populär gehalten ist das Buch des langjährigen FAZ- und WELT-Redakteurs und Jerusalem- und Romkorrespondenten Paul Badde: *Das Grabtuch von Turin oder Das Geheimnis der heiligen Bilder*, München 2010. Umso investigativer und provozierender ist ein weiteres Buch Baddes zu einer ebenfalls weltberühmten Reliquie aus dem Prozess Jesu: *Das Göttliche Gesicht. Die abenteuerliche Suche nach dem wahren Antlitz Jesu*, München 2006 [1. Aufl. u. d. T.: *Das Muschelseidentuch*, Berlin 2005], welches enorme archäologische und religiöse Konsequenzen auslöste. Markus van den Hövels Buch: *Der Manoppello-Code. Edition 2011*, Norderstedt 2011, greift beide Themen auf und bewertet die Echtheitsfrage des Grabtuches anhand der etablierten gerichtsmedizinischen Standards: „Alle Evangelien reden von diesem Tuch. Welch eine Wucht der Konvergenz! [...] Wären wir vor einem Gericht, würde das Grabtuch leicht jeden Indizienprozess gewinnen. Per Amt würde bestätigt sein, dass es mit dem ‚reinen Leinen‘ identisch ist, das Joseph von Arimatäa für Jesus gekauft hat. In unserer Zeit hat Dr. Markus van den Hövel aus Bochum, seines Zeichens Richter, sich der Mühe unterzogen, den Indizienprozess noch einmal aufzurollen. Und sein Urteil fällt eindeutig aus.“ (Badde 2010, 17) Mit Gewinn werden zum Thema ferner herangezogen die früheren kleinen, aber vorzüglichen Arbeiten von Eberhard G. Auer: *Die Urkunde der Auferstehung Jesu* [= *Biblische Studien und Zeitfragen* 5], Wuppertal 1959, sowie ders.: *Der dritte Tag Die Ereignisse nach den Auferstehungsakten der Evangelien. Acta Resurrectionis Domini*, Metzingen 1970. Eine aktuelle wissenschaftsphilosophische Evaluation bietet T.

Casabianca, *The Shroud of Turin: A Historiographical Approach*. In: *The Heythrop Journal*, 54 (2013), 414–442.

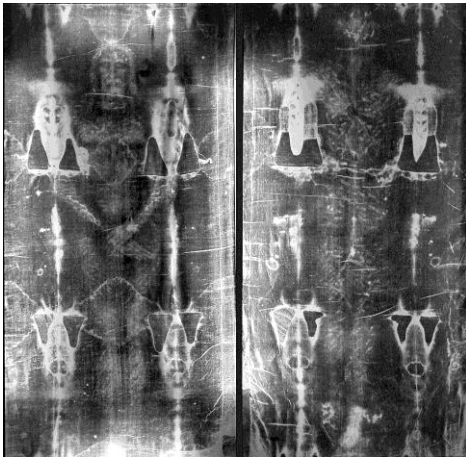
(1) Der stoffliche Gegenstand

Der uns beschäftigende archäologische Gegenstand ist ein 4,36 Meter langes und 1,10 Meter breites Leinentuch, das ein Ganzkörper-Bildnis der Vorder- und Rückseite eines Menschen zeigt: „Es ist das größte erhaltene Stück Textil, das uns aus der Antike überhaupt überliefert ist. Kein Einzelobjekt des letzten Jahrhunderts wurde genauer und intensiver untersucht“ (Badde 2010, 22). Die Textilspezialistin von Weltruf Mechthild Flury-Lemberg führte als Leiterin der Fachabteilung für Textilkonservierung und -restaurierung an der Abegg-Stiftung in Riggisberg (Schweiz) 2002 Konservierungsarbeiten am Tuch durch. Sie bestimmte die Webart des Tuches als Drei-zu-eins-Fischgrätmuster, was in der Antike außergewöhnliche Qualität bedeutete (Standardleinen hatte im ersten Jahrhundert ein Eins-zu-eins-Fischgrätmuster). Auf einer Seite des Tuches befindet sich, so die Textilspezialistin, eine Naht, deren Muster ähnlich der Saumnaht eines Gewebes in der jüdischen Befestigung Masada, welches zwischen 40 v. Chr. und 73 n. Chr. datiert wird. Ihr Fazit: „Das Leinen des Grabtuches von Turin zeigt keine Web- oder Näh-Techniken, die gegen einen Ursprung als Hochqualitäts-Produkt von Textilarbeitern im ersten Jahrhundert sprechen würden.“

Damit und aus in Folge genannten Gründen gilt ein häufiger Einwand als erledigt, der von der „Tatsache, dass das Grabtuch im ‚Fischgrätmuster‘ gewebt sei, einer aufwendigen und fortschrittlichen Webtechnik also“ schloss „daß es auf jeden Fall ein im Mittelalter hergestelltes Produkt sei. Denn vor 2000 Jahren sei diese Technik noch nicht bekannt gewesen, man habe damals nur in der einfachen Leinenbindung gewebt: ein Faden oben, ein Faden unten. Auch angesehene Museumsdirektoren haben das – als ‚technische Berater‘ – behauptet. Aber es stimmt nicht. Mindestens 70 Jahre vor dieser Auseinandersetzung hat man bei den berühmten Grabungen in Antinoopolis in Ägypten eine 2000 Jahre alte Nekropole gefunden. Die halb mumifizierte Leiche einer Frau ruhte mit dem Kopf auf einem kostbaren Kissen, das in der Technik des Fischgrätmusters gewebt war. 1938 wurden in der Asche von Pompeji Reste von Geweben gefunden, die in der gleichen Technik

hergestellt waren wie das Grabtuch. Aber niemand hat davon Kenntnis genommen.“ (Siliato 2000, 21)

„In dem Leintuch ist ... das große Doppel-Abbild eines übel Ausgepeitschten und Gekreuzigten hinterlassen, den man auf das rechte Ende der vier Meter langen Stoffbahn gelegt und mit dem linken Ende zugeeckt hat. Auf der rechten Hälfte des Tuches ist seine Rückseite abgedrückt, links die Vorderseite mit dem Gesicht, dem Brustkorb, den Beinen. Die schlanken Hände hält er über der Scham verkreuzt. Nägel sind ihm durch die Handwurzeln und Füße getrieben worden [...] Immer wieder muss er sich am Holz aufgebäumt haben, um Luft für seinen letzten Atemzug zu holen. Ein Blutfleck auf seiner rechten Brustseite ist so groß, dass man gut drei Finger in die offene Wunde legen könnte, die



das Tuch an dieser Stelle einmal bedeckt hat. Blut und seröses Wasser sind dem Mann aus dieser Wunde im Liegen den Rücken hinuntergelaufen: Leichenblut. Alle anderen Wunden sind ihm auf den lebendigen Leib geschlagen worden. An der Stirn und dem Hinterkopf quillt Blut aus dem Haar. Die rechte Wange ist bis zum Auge hoch geschwollen, auch die Augenbrauen, die Nase unter der Wurzel gebrochen. Der Bart

gerupft, verklebt. Die Schulter übel malträtiert. Der Rücken und alle Gliedmaßen übersät mit Geißelhieben. Nur über dem linken Fuß gibt es eine halbe Handbreit ohne Wunden. Sonst ist keine Stelle des Körpers ohne Blutspuren“ (Badde 2006, 108–109) [*Photo oben*: Gesamtansichten Vorder- und Rückseite. Gemeinfrei (*public domain*)] – „Doch wie kommt es nur, dass es so wenig vermodert ist, fragte ich Mechthild Flury-Lemberg aus Bern, die für die Konservierungsoperation verantwortlich war. ‚Weil es keinerlei Verwesungsflecken hat‘, antwortete sie. ‚Antike Tücher, die sich erhalten haben, kommen normalerweise aus Gräbern. Darum sind sie auch häufig vermodert, oft mit großen Verwe-

sungsflecken. Der Mann aber, der in diesem Tuch eingeschlagen war, war nicht verwest.“ (Badde 2010, 79)

Zu den Blutspuren auf dem Tuch: „Man entnahm dem Grabtuch Proben des rötlichen Materials und untersuchte sie zwischen 1968 und 1976 an einer berühmten italienischen Universität. Die Wissenschaftler erklärten [damals], sie hätten keine Teilchen, die als rote Globuline [und damit als Blut] identifizierbar wären, gefunden [...] Am 10. Oktober 1981 erläuterte John Heller auf dem Kongreß des Shroud of Turin Research Project (STURP) im Palmer Auditorium in New London, was die Untersuchung dieser trockenen, rötlichen Substanz auf einem Teilchen in der Größe von 180 Mikron ergeben hatte. An jenem Tag sahen wir zum ersten Mal das ganz deutliche Diapositiv mit den ‚rundlichen Körperchen‘, den roten Globuli, und Heller sagte kurz und trocken: ‚Blood‘. Blut, menschliches Blut von einem Körper, der grausam mißhandelt worden war. Das Grabtuch war kein gemaltes Bild, keine Ikone.“ (Siliato 2000, 25–26)

Zur weiteren Diskussion der Blutspuren: „Schließlich behauptete jemand, das Blut der Wunden sei ‚viel zu rot‘, um wirklich alt zu sein. Andere dagegen glaubten, daß dieses so rote ‚unverfälschte‘ Blut ein Zeichen für ein Wunder wäre. In Wirklichkeit war die rote Farbe der konkrete Nachweis einer schrecklichen Mißhandlung. Bei einem Menschen, der schwere und wiederholte Traumata erleidet, bildet sich eine heftige Hämolyse, das ist ein Aufbrechen der roten Blutkörperchen; dabei tritt Hämoglobin aus. In dreißig Sekunden erreicht dieses Hämoglobin die Leber, die aber wegen der anhaltenden Traumata keine Zeit hat, es zu verarbeiten, sondern seine getrennten Stoffe, darunter auch das Bilirubin, in das Blut entläßt. In den Wundflecken des Grabtuchs findet sich eine sehr große Menge Bilirubin, und für einen Wissenschaftler ist dies wirklich bewegend, denn es ist eine wissenschaftliche Tatsache, daß eine solche Menge erst dann entsteht, wenn der Körper eine lange Zeit die schrecklichsten Mißhandlungen erleidet. Die lebhafteste Farbe des Blutes war durch Bilirubin, das sich parahämisch mit Methämoglobin vermischt hatte, hervorgerufen worden. Der Zustand des Blutes war, wie Alan Adler gezeigt hatte, die Folge von 20 grausamen Schlägen mit dem ‚Flagrum‘, der Geißel, deren Spuren auf dem ganzen Abdruck des Körpers zu sehen sind.“ (Siliato 2000, 26–27)

„Es handelt sich um komplettes Blut, so wie es, ohne Manipulation, aus den Venen kommt. Nach der Veröffentlichung der Ergebnisse der

Gerichtsmediziner, in denen sie von echten Wunden sprachen, die zwingend mit den Zeugnissen der Evangelien übereinstimmten, wurde die seltsame Theorie aufgestellt, jemand habe sie vielleicht malerisch ‚nachgebessert‘ und vervollständigt, damit sie den in den Evangelien beschriebenen Wunden ähnelten. Daher führte Heller noch einen weiteren Test durch, der direkt und spezifisch war mit proteolytischen – eiweißabbauenden – Enzymen. Wenn jemand den Blutflecken oder dem Serum Farbstoffe hinzugefügt hätte, müßte dieser Test ein negatives Ergebnis bringen. Einige rötliche Mikroteilchen wurden zusammen mit den Leinenfasern, an denen sie hafteten, in ein Konzentrat von frischen Enzymen eingetaucht. Nach einer halben Stunde waren die Teilchen verschwunden, die Enzyme hatten sie aufgeessen und die sauberen Fasern zurückgelassen [...] Niemand hatte je in all den vielen Jahrhunderten Farbstoffe auf die Wunden der Stirn, der Hände und Füße, auf die 120 Spuren von Schlägen, die den Körper geschunden hatten, aufgetragen. Es war nichts als Blut. Menschliches Blut, mit allen seinen Bestandteilen.“ (Siliato 2000, 85–86)

Siliatos Zusammenfassung ist diese: „Durch das Zusammentreffen einzigartiger Umstände, die heute unbestreitbar sind, erweist sich das Grabtuch als der schrecklichste und fürchterlichste archäologische Fund der Gerichtsmedizin und der Kriminologie, den wir kennen.“ (a.a.O. 2000, 264) Sie ist überzeugt: „Das Grabtuch von Turin ist ein archäologischer Fund von unwiderleglicher objektiver Authentizität, das in keinem Museum, in keiner Sammlung, in keiner Kirche seinesgleichen hat.“ (2000, 317)

(2) Funktion und Verwendung

Die moderne Beschäftigung mit dem Grabtuch von Turin setzte erst ein, als am 28.05.1898 durch einen Turiner Rechtsanwalt und Amateurfotograph namens Secondo Pia zum ersten Mal Fotografien von demselben gemacht wurden. Deren Negative boten ein sehr viel deutlicheres Bild von dem eingepprägten Gesicht und Körper des gekreuzigten Mannes als das Tuch bei normaler Betrachtung: „Als die Fotos die Details des Abdrucks auf dem Grabtuch ans Licht brachten, beschäftigten sich Pathologen und Gerichtsmediziner – Barbet, Hynek und Sebastiano Rotande – mit jenem Kreis von sonderbaren Wunden, von denen der

Kopf gezeichnet war. Auf Stirn und Schläfen hatte schon Paul Vignon eindeutig 13 Blutgerinnsel verschiedener Größe gezählt, die auf 13 unterschiedliche Perforationen der Haut zurückgingen. Das Blut war daraus unregelmäßig geflossen: manchmal nur einige Tropfen (als handelte es sich hierbei nur um Kapillaren), manchmal ein größerer Blutstrom, der die Haare beschmutzt hatte; an anderen Stellen wiederum hatte es sich gesammelt und ein langes Rinnsal gebildet [...] Insgesamt konnte man auf Stirn, Schläfen und Hinterkopf – in einer bizarren und ungewöhnlichen Anordnung – gut 30 Wunden zählen.“ (Siliato 2000, 274–275)

Ferner: „Die Gerichtsmediziner, die sich als erste über den schrecklichen Abdruck der Rückseite des Körpers auf dem Grabtuch beugten, sahen, daß auf den Schulterblättern die runden Spuren des Flagrum abgeflachter und breiter waren, als ob sie von einem Gewicht zusammengepreßt worden wären. Blut und Serum erschienen wie herausgedrückt.“ (Siliato 2000, 282) Diese Beobachtung kann so gedeutet werden, dass der Verurteilte selbst einen Kreuzbalken auf den Schultern trug.

Weiter Siliato: „Im Oktober 1978 in Turin sollte ... die verborgene Seite des Grabtuchs erkundet werden, das heißt die Rückseite, welche die Klarissen von Chambery fest auf eine Unterlage aufgenäht hatten. Dazu wurde die Naht gerade so weit geöffnet, daß man die notwendigen Apparaturen zwischen die beiden Tücher schieben konnte. So konnte man nun – zum ersten Mal – den großen Blutfleck am linken Handgelenk anleuchten und fotografieren [...] Zum ersten Mal in der Geschichte sah man hier die Wunde, die ein Nagel im Fleisch verursacht, die Wunde am Handgelenk eines Menschen, den man ans Kreuz genagelt hatte; und die Wunde wurde zugefügt zu der Zeit, als diese gnadenlose Hinrichtung übliche Praxis war, in der Blütezeit des römischen Reiches.“ (2000, 291)

„Wir haben durch Messungen festgestellt, daß der in S. Croce [von St. Helena in Rom nach der Kreuzauffindung im 4. Jh. gegründete Kirche zur Aufnahme zentraler Reliquien von Golgotha] aufbewahrte Nagel quadratisch ist, mit vier abgekanteten Seiten von je circa einem Zentimeter Breite unter dem Kopf und einer Gesamtlänge von 11,5 Zentimeter. Aufgrund von Abschleifungen fehlt ihm die Spitze, die sich auf weitere drei Zentimeter ansetzen läßt. Der Nagel in S. Croce entspricht genau der Wunde des Handgelenks, wie auf dem Grabtuch zu erkennen ist.“ (Siliato 2000, 294)

Dazu existiert eine aufschlussreiche Parallele: „Ein noch junger Mann mit Namen Jehochanan starb in den Tagen des Ersten Jüdischen Krieges, also um das Jahr 70, am Kreuz, von römischen Händen an einen Olivenstamm genagelt [...] Wir hätten nie davon erfahren, wäre nicht in Giv’at Ha-mivtar, unweit von Jerusalem, ein bescheidenes jüdisches Grab, eine Art Urnensammlung, entdeckt worden. Dort hatte jemand die Knochen des Getöteten pietätvoll in ein Kästchen gelegt. Man sah sofort, daß es sich hier um einen Gekreuzigten handelte. Es war das erste Skelett eines mit Sicherheit in der Römerzeit gekreuzigten Menschen, das jemals aufgefunden wurde. Seine Fersen wurden noch von einem Nagel zusammengehalten, der sie von einer Seite zur anderen durchbohrte [...] Der Nagel in den Fersen des jungen Mannes von Giv’at hat vier abgekantete Seiten und ist quadratisch. Die Seite beträgt circa einen Zentimeter. Er ähnelt vollkommen dem Nagel von S. Croce und würde in die Wunde auf dem Grabtuch passen.“ (Siliato 2000, 296–297)

„Der Punkt, wo die Nägel eingeschlagen wurden, mußte dort liegen, wo die beiden großen Knochen des Unterarms, Elle und Speiche, aufeinandertreffen und eine solide Knochenbrücke bilden [wie auf dem Grabtuch und in Giv’at ...] In unserer Zeit haben zwei fundamentale archäologische Entdeckungen – das furchtbar zugerichtete Skelett von Giv’at und die atemberaubende wissenschaftliche Entzifferung des Grabtuchs – es möglich gemacht, mit technischer und gerichtsmedizinischer Genauigkeit die römische Kreuzigung zu rekonstruieren.“ (Siliato 2000, 298–299)

„Als man die Abbildung der Füße auf dem Tuch untersuchte, stellte man fest [...] Ein einziger Nagel hatte ... beide Füße festgehalten, wobei der linke heftig verdreht auf dem rechten auflag [...] Für die Kreuzigung auf Golgota wählte der ... römische Prokurator die ‚crux sublimis‘, das hohe, von weitem sichtbare Kreuz, denn es diente für eine Hinrichtung, der man große Bedeutung beimaß.“ (Siliato 2000, 304–305)

„Aber der Körper, mit den Fußsohlen ans Holz angenagelt, verlor mit der zwangsweisen Beugung der Knie jedes eigenständige Gleichgewicht und tendierte dazu vornüber zu fallen. Deshalb wurde das Schultergelenk ständig von drei entgegengesetzten Kräften beansprucht: von der waagerechten Spannung der ausgebreiteten Arme, der senkrechten Spannung durch den Zug des Körpergewichts sowie der Spannung der unkontrollierbaren Neigung nach vorne. Die gemeinsame entgegengesetzte Wirkung dieser drei Kräfte führte zu einer kompletten

Ausrenkung der Schultergelenke beider Arme, die sich nach und nach durch das Reißen der Bänder und das Heraustreten des Gelenkkopfes aus seinem Sitz verschlimmerte. Wahrscheinlich hat es dies den Bestattern unmöglich gemacht, den Leichnam mit den Armen entlang dem Körper zu bestatten.“ (Siliato 2000, 312–313)

Später kam „die elektronische Datenverarbeitung“ hinzu. Sie „zeigte auch die vielen Verletzungen, die [das Gesicht] verunstaltet hatten und die von anderen Wissenschaftlern (Vignon, Barbet, Hynek, Ricci) bereits als Blutergüsse und Schwellungen, die von Schlägen und Stürzen stammten, erkannt worden waren [...] Der rechte Jochbogen war so angeschwollen, daß auch das Augenlid geschwollen war und höher als das linke erschien; man sah, daß die Nase Abschürfungen wie nach einem Sturz aufwies und der Nasenknorpel schief und vom Knochen losgelöst war; man sah die Schwellung auf der Stirn über der linken Augenbraue und die geschwollene Lippe und Wange.“ (Siliato 2000, 64)

Schließlich der außergewöhnliche Befund einer großen Brustwunde: „Über die Haut des Brustkorbs und der Hüfte war ... ein beträchtlicher Blutstrom geflossen, während sich der Mann in einer senkrechten Lage befand. Dieses Blut war aus einer einzigen Wunde geflossen, die sich auf der rechten Brustkorbhälfte zwischen der fünften und sechsten Rippe befand, einer Wunde, die man auch mit bloßem Auge auf dem Grabtuch sehen kann [...] Die Wunde war etwa viereinhalb Zentimeter lang. Sie befand sich an einer Stelle, von der aus eine scharfkantige Lanze, wenn sie die Muskeln durchbohrt hatte und zwischen den Rippen hindurch geglitten war, mit tödlicher Sicherheit das Herz treffen mußte.“ (Siliato 2000, 80–81)

EXKURS: DAS TUCH VON OVIEDO

Wir lassen zunächst Badde zu Wort kommen: „Dass in Oviedo auch ein *Sagrado Rostro* – auf Deutsch: ein »Heiliges Antlitz« – oder »Heiliges Schweiß Tuch« (*Santo Sudario*) aufbewahrt wird, und zwar schon seit dem 8. Jahrhundert, ist jedem vertraut, der sich in den letzten Jahren nur ein wenig mit dem Turiner Grabtuch befasst hat. Die *Camera Santa* ist die älteste Schatzkammer Spaniens. Das Tuch, das hier verwahrt wird, trägt jedoch kein Bild, nur Blut und Wasserflecken. Es ist ferner gut erforscht, und in den letzten Jahrzehnten gab es auch einen intensiven wissenschaftlichen Austausch der Spanier mit Forschern aus Turin. Ein Abgleich ihrer Ergebnisse hat ergeben, dass sich die Spuren auf beiden Tüchern auf frappante Weise entsprechen, nicht nur mit derselben Blutgruppe AB eines männlichen Toten, obwohl es doch völlig verschiedene Objekte sind. Sie sind auf geheimnisvolle Weise kompatibel und komplementär, das heißt, beide

erzählen einiges gemeinsam über den Tod eines grausam Gekreuzigten, und beide erzählen jeweils für sich noch etwas mehr“ (Badde 2006, 231–232).

„In Wirklichkeit ist es [...], wie erst seit 1989 in minutiöser Arbeit herausgefunden wurde, ein Dokument, das den exakten Verlauf und Moment vom Tod eines Gekreuzigten erzählt, genauer als das Turiner Grabtuch, genauer als jedes andere Dokument, die Evangelien eingeschlossen [...] Beim Tod erbrach er Blut aus Mund und Nase. Der Schwall war so heftig dass eine ... Hand in der Nähe ... rasch nach diesem Tuch gegriffen haben muss und es dem Toten vor den Mund und das Gesicht presste. Er schlug es noch einmal doppelt ein, weil die Blutung so stark war, und schlug es dann nach hinten um den Kopf, nach rechts, und um den Hinterkopf, bevor er das ganze Tuch festband. Die Länge reichte nicht, um den ganzen Kopf zu umhüllen; es ist rund 82 Zentimeter lang und etwa einen halben Meter breit. Am Hinterkopf aber bedeckte es noch einige kleine Wunden, wie durch Nägel oder Stacheln, aus denen noch vor dem Tod »lebendiges Blut« geströmt sein muss, wie Mediziner festgestellt haben. Eine Stunde vor der Berührung mit dem Tuch müssen sie noch frisch geblutet haben. Die Nase war gebrochen. Auch Blut aus dem Bart und einem Pferdeschwanz im Nacken hat sich in das Tuch abgedrückt. Etwa eine Stunde muss der Tote danach noch am Kreuz gegangen haben. Nach einer viertel Stunde hat noch einmal jemand versucht, den Blutfluss aus der Nase durch den Verband mit der Hand zu stoppen. Schließlich lag der Tote waagrecht und wurde nicht weit weggetragen; dabei brach noch einmal Blut aus der Nase hervor. Noch einmal versuchte jemand, die Blutung zu stoppen, der dabei seinen Fingerabdruck hinterließ. Im Grab soll es abgenommen worden sein [...] Die Windung der Fäden des Tuches in Oviedo deutet auf einen antiken Ursprung aus dem syro-palästinensischen Raum hin. Der Züricher Kriminologe Max Frei fand neben den Verschmutzungen auf dem Tuch außerdem Spuren von Pollen einer Distelart, die um Jerusalem im Frühjahr blüht, und andere Blütenspuren, wie sie vor allem für Nordafrika und Süds Spanien typisch sind [...] Sein Befund zum *Sudarium* von Oviedo aber entsprach nur noch einmal mehr zahlreichen alten spanischen Quellen, die schon immer angenommen hatten, dass diese Reliquie mit anderen vor dem Ansturm des jungen Islam über Nordafrika nach Nordspanien in Sicherheit gebracht worden war – wo zu jener Zeit auf wunderbare Weise auch die Gebeine des Apostels Jakobus aus der Sinaihalbinsel auftauchten.“ (Badde 2006, 236–238)

Ergänzend dieser Bericht über die Ergebnisse der spanischen Forschergruppe durch eines der Mitglieder: Mark Guscini, B.A. M.Phil.: *The Sudarium of Oviedo: Its History and Relationship to the Shroud of Turin* (1997): „One of the relics held by the cathedral in the town of Oviedo, in the north of Spain, is a piece of cloth measuring approximately 84 x 53 cm. There is no image on this cloth. Only stains are visible to the naked eye, although more is visible under the microscope. The remarkable thing about this cloth is that both tradition and scientific studies claim that the cloth was used to cover and clean the face of Jesus after the crucifixion. We are going to present and look into these claims. Such a cloth is known to have existed from the gospel of John, chapter 20, verses 6 and 7. These verses read as follows, ‚Simon Peter, following him, also came up, went into the tomb, saw the linen cloth lying on the ground, and also the cloth that had been over his head; this was not with the linen cloth but rolled up in a place by itself.‘ John clearly differentiates between this smaller face cloth, the sudarium, and the larger linen that had wrapped the body. The history of the sudarium is well documented, and

much more straightforward than that of the Shroud. Most of the information comes from the twelfth century bishop of Oviedo, Pelagius (or Pelayo), whose historical works are the Book of the Testaments of Oviedo, and the Chronicon Regum Legionensium. According to this history, the sudarium was in Palestine until shortly before the year 614, when Jerusalem was attacked and conquered by Chosroes II, who was king of Persia from 590 to 628. It was taken away to avoid destruction in the invasion, first to Alexandria by the presbyter Philip, then across the north of Africa when Chosroes conquered Alexandria in 616. The sudarium entered Spain at Cartagena, along with people who were fleeing from the Persians. The bishop of Ecija, Fulgentius, welcomed the refugees and the relics, and surrendered the chest, or ark, to Leandro, bishop of Seville. He took it to Seville, where it spent some years. Saint Isidore was later bishop of Seville, and teacher of Saint Ildefonso, who was in turn appointed bishop of Toledo. When he left Seville to take up his post there, he took the chest with him. It stayed in Toledo until the year 718. It was then taken further north to avoid destruction at the hands of the Muslims, who conquered the majority of the Iberian peninsula at the beginning of the eighth century. It was first kept in a cave that is now called Monsacro, ten kilometres from Oviedo. King Alfonso II had a special chapel built for the chest, called the ‚Cámara Santa‘, later incorporated into the cathedral. The key date in the history of the sudarium is the 14th March 1075, when the chest was officially opened in the presence of King Alfonso VI, his sister Doña Urraca, and Rodrigo Díaz de Vivar, better known as El Cid. A list was made of the relics that were in the chest, and which included the sudarium. In the year 1113, the chest was covered with silver plating, on which there is an inscription inviting all Christians to venerate this relic which contains the holy blood. The sudarium has been kept in the cathedral at Oviedo ever since.“

(3) Erklärungen des Abdrucks

Der zu erklärende Befund ist dieser: „In der über tausendjährigen Geschichte der Bilder steht das Abbild auf dem Grabtuch in Turin im Gegensatz zu jeder anderen Darstellung. Auf einem gemalten Bild werden die hervorstehenden Partien des Bildgegenstandes für gewöhnlich heller, die zurücktretenden Partien werden mit einem Schatten versehen. Das Bild des Grabtuchs ist jedoch an den hervorstehenden Partien (Nasenrücken, Knöchel der Finger) dunkel, und an den tieferliegenden Partien (Augenhöhlen, Seiten der Arme und des Gesichts) ist es hell. Dies ist der Grund, warum das Fotonegativ, das Weiß Schwarz und Schwarz in Weiß umkehrt, beim Grabtuch – und nur beim Grabtuch – ein unerwartet lebendiges Portrait zeigt“ (Siliato 2000, 19).

„Aber dennoch spukte all die Jahre hin in vielen Köpfen die Vorstellung, das Abbild sei ein mit einer seltsamen und geheimnisvollen Technik gemaltes Bild [...] Doch im Oktober 1978 haben die eingehenden

spektroskopischen und physikalischen Untersuchungen, die ... unbeeinflussbare Evidenz der Instrumente gezeigt, daß auf dem Abbild des Grabtuchs keinerlei Farbsubstanz vorhanden ist.“ (Siliato 2000, 21)

Bildtheorien stehen vor einem weiteren Problem: „Seit Jahrhunderten weiß man, daß die Gestalt des Antlitzes auf dem Grabtuch, wenn man näher hinzutritt, um die Details zu sehen, zu verblassen scheint, als würde es vom Tuch aufgesogen, bis schließlich nichts mehr zu sehen ist als eine formlose Abschattung. Steht man nur noch einen Schritt davor, so daß man es mit Händen greifen könnte, kann man nicht einmal mehr die Stellen, die das Abbild tragen, von denen unterscheiden, worauf sich nichts befindet [...] 1977 stellte ein Physiker vom Los Alamos Scientific Laboratory namens Ray Rogers fest, daß diese geheimnisvolle Eigenschaft des Grabtuchs tatsächlich vorhanden war, daß sie aber auch wissenschaftlich erklärbar ist [...] Man weiß daher, daß das Verschwinden des Abdrucks auf dem Grabtuch kein Wunder, sondern eben ein optisches Phänomen ist. Und zugleich wurde klar, daß auch kein Maler, da der Abdruck in der Nähe vollkommen unsichtbar ist, ihn während seiner Arbeit hätte sehen können. Wir mußten uns also einen Maler denken, der beim Malen nicht weiß, wo er die Farbe aufträgt. Das bedeutete, daß der Abdruck kein gemaltes Bild sein konnte. Das ist eine Binsenweisheit, aber alle ‚Experten‘, die das Grabtuch untersucht hatten, und alle Kunstkritiker, die ... über das Tuch diskutiert hatten, hatten sie nicht berücksichtigt.“ (Siliato 2000, 23–24)

Es liegt der Abdruck eines dreidimensionalen Körpers vor: „In der Zwischenzeit hatten komplexe computergestützte Bildanalysen ergeben, daß die Helldunkeltöne des Abdrucks Spuren waren, die ein dreidimensionaler fester Körper hinterlassen hatte; der Abdruck ist daher im Gegensatz zu einer Fotografie an den hervorstehenden Stellen des Körpers dunkler und an den vertieft liegenden Stellen heller.“ (Siliato 2000, 24)

Ausschluss von Farbflüssigkeiten: „Dann sah man, daß der Abdruck auf der gesamten unstabilen Fläche des mehr als vier Meter langen Tuchs überall gleichmäßig war und sich nur leicht auf der Oberfläche der Fasern gebildet hatte. An keiner Stelle war er in die Vertiefungen des Gewebes eingedrungen [...] An keiner Stelle trat seine blasse Farbe von der betroffenen Faser in die Nachbarfasern über: [...] Keine Ausbreitung der Farbe durch die Kapillarität der Poren [...] im] Unterschied zu den Wasserflecken [...] Dies schloß jeden Mechanismus aus, den eine Wanderung von Flüssigkeiten mit sich gebracht hätte: ‚Der Abdruck ist

nicht durch eine Farbflüssigkeit entstanden.‘ [...] ‚Es befinden sich keine Partikel von färbenden Substanzen auf dem Stoff.‘“ (Siliato 2000, 77–78)

Der Abdruck als beschleunigter Alterungsprozess: „Unter dem Phasenkontrastmikroskop entdeckte man, daß die Fäserchen, die den Abdruck trugen, an der Oberfläche erodiert, abgetragen schienen. Das allein war die Ursache ihrer Strohfärbung. Sie waren früher vergilbt als die Fäserchen neben ihnen, die keinen Abdruck trugen, so wie eben Leinen im Laufe der Jahre vergilbt. Sie waren durch eine saure Oxidation schneller dehydriert und oxidiert, sie waren schneller gealtert. Dies ist der Grund, und es ist der einzige Grund, warum wir die Form eines Gesichts und eines Körpers sehen. Der berühmte, dramatische Abdruck auf dem Grabtuch war auf einen einzigartigen Alterungsprozeß von ganz bestimmten Punkten des Gewebes zurückzuführen. Er bestand in einer ‚beschleunigten Zersetzung‘ des Leinens. Letztendlich war er aus nichts gemacht.“ (Siliato 2000, 89)

Ein chemisch vergleichbarer Prozess liegt bei den ganz ähnlichen Abdrucken vor, welche Pflanzen in Herbarien auf im Laufe der Jahre auf den Papier- oder Leinenshüllen hinterlassen, in welchen sie aufbewahrt werden: „Man hat festgestellt, daß die Intensivierung des Abdrucks auch dann erfolgt, wenn die Pflanze sehr bald aus dem Herbarium entnommen wird [...] Ein kurzer Kontakt von Haut und Stoff [löst] eine Oxidation, eine beschleunigte Dekomposition der Zellulose des Papiers und des Leinens aus.“ (Siliato 2000, 147)

(4) Geographische Herkunft

Alte Urkunden zur Herkunft des Grabtuches deuten auf den palästinensisch-syrischen Raum (s.u.). Dagegen „hat man behauptet, es sei nicht zu beweisen, daß es das Grabtuch von Turin sei, wovon diese frühen Quellen handelten [...] Der Schweizer Kriminologe Max Frei Sulzer entdeckte [jedoch], daß auf dem Gewebe des Grabtuchs Dutzende von Pflanzenpollen aus der Gegend von Konstantinopel, des alten Edessa auf der Hochebene von Turan, vom Toten Meer und aus Jerusalem vorhanden waren. Das Grabtuch von Turin konnte nicht in Europa hergestellt worden sein.“ (Siliato 2000, 22–23). Durch den Botanisten Avinoam Danin von der Hebrew University of Jerusalem wurden in

einer mit Uri Baruch durchgeführten Untersuchung von 1978 Pollenkörner auf Proben des Tuchs von Max Frei festgestellt, welche dem Frühling in Israel zuzuordnen sind. Da Danin ursprünglich mit den von Max Frei Sulzer nach seinem Tod zurückgelassenen Proben arbeitete, trafen zwischenzeitlich vorgebrachte und *prima facie* nicht unbegründete Vorbehalte an der Korrektheit der Vorgehensweise von Max Frei Sulzer auch sein Material (vgl. S. D. Schafersman: Unraveling the Shroud of Turin. In: *Approfondimento Sindone*. 2, 1998).

Unabhängig von diesen Proben wurde das Argument von Danin 1997 weiter ausgebaut, als er berichtete, dass er auf Proben die Blätterabdrücke von *Chrysanthemum coronarium*, *Cistus creticus* und *Zygophyllum* identifiziert habe, deren zusammengepresstes Abbild auf dem Tuch zuerst von Alan Whanger 1985 auf Photographien des Tuchs von 1931 festgestellt worden war. Die Umrisse der Blütenpflanzen weisen auf die Monate März oder April und auf die Umgebung Jerusalems (Avinoam Danin: *Where Did the Shroud of Turin Originate? A Botanical Quest*. In: *Eretz Magazine*, November/December 1997).¹

Mit zusätzlichem dreidimensionalen und ultravioletten Bildmaterial konnte Danin die Befunde weiter erhärten. Vgl. Avinoam Danin: Botany of the Shroud of Turin. An addition concerning new information since the 1999 report. In: *Shroud of Turin Conference*, 2008, Ohio. Das Bildmaterial bezog sich auf Pellicori, S. F.: Spectral properties of the Shroud of Turin. In: *Applied Optics* 19 (1980), 1913–1920; Miller, V. D./Pellicori, S. F.: Ultraviolet fluorescence photography of the Shroud of Turin. In: *Journal of Biological Photography* 49 (1981) 3, 71–85.

¹ In einem weiteren Papier fasst Danin die Ergebnisse so zusammen: „The authenticity of the Near East as the source of the Shroud of Turin is completely verified to me as a botanist through the images and pollen grains of *Gundelia tournefortii* and the images of *Zygophyllum dumosum* leaves. Other important botanical findings, such as the images of some 200 fruits of two-three species of *Pistacia* and the reed *Arundo donax*, will be described and illustrated by photographs. Using my data base of more than 90,000 sites of plant distribution, the place that best fits the assemblage of the plant species whose images and often pollen grains have been identified on the Shroud is 10-20 km east and west of Jerusalem. The common blooming time of most of these species is spring = March and April.“ (*The Origin of the Shroud of Turin from the Near East as Evidenced by Plant Images and by Pollen Grains* by Dr. Avinoam Danin, Professor of Botany, Department of Evolution, Systematics, and Ecology The Hebrew University of Jerusalem, Israel, 1998)

(5) Naturgeschichtliches Zeitfenster

In den 1980er Jahren wurde eine Radiokarbon-Datierung an drei Proben des Grabtuches durch drei Labore in der Schweiz, England und den USA vorgenommen, welche die antike Herkunft auszuschließen schien: Als am 13. Oktober 1988 „bekanntgegeben wurde, daß das Ergebnis der Radiokarbon-Datierung erbracht habe, das Turiner Grabtuch stamme aus einer Zeit zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert, gab es heftige und leidenschaftliche Reaktionen [...] Viele Menschen aber verdächtigten die Wissenschaftler, Supervisoren, Berater und ‚Karbonisten‘ aus Tucson, Oxford und Zürich der seltsamsten und hinterhältigsten Komplotte: Austausch der Fragmente vom Grabtuch mit Stücken, die aus dem Mittelalter stammten, Manipulation der Untersuchungsergebnisse, finstere Absprachen untereinander [...] Alle streitenden Parteien hatten ein Thema ausgelassen – den schwer bestimmbareren Bereich von Fehlern.“ (Siliato 2000, 41–42)

Dr. Siliato war es, welche in dieser Situation vor allem auf einen sensiblen Punkt hinwies: „Das Teilstück, auf dem – mit dem anachronistischen Ergebnis einer Entstehung im Mittelalter – die Radiokarbon-Datierung durchgeführt wurde, wog pro Quadratcentimeter 17, 85 Milligramm mehr als die 25, 00 Milligramm des Durchschnittsgewichts des Grabtuchs. Das bedeutet, daß auf diesem Probestück das Originalgewebe zusätzlich zu seinem Eigengewicht noch eine sehr große Menge an fremdem Textilmaterial mit sich führte. Worauf ist diese enorme Gewichtserhöhung zurückzuführen? [... Nun,] im Laufe der Jahrhunderte wurde das Grabtuch mehrmals ausgebessert.“ (Siliato 2000, 45): „Im Oktober 1976 hatte Riccardo Gervasio eine eingehende Untersuchung über die Restaurierungen und Ausbesserungen am Turiner Grabtuch veröffentlicht [...] Unseligerweise wurden die Proben für die Radiokarbon-Datierung gerade von einer solchen Stelle entnommen [...] Die Vermengung mit Material, das radiokarbonmäßig viel jünger ist – wieviel jünger? zwölf, fünfzehn, sechzehn Jahrhunderte? – hat die Radiokarbonmenge auf den zu untersuchenden Probestücken dramatisch erhöht und damit verfälscht.“ (Siliato 2000, 48–50)

Zusätzlich weist Siliato auf Befunde hin, wonach Hitzeeinwirkung zu einen Verjüngungseffekt der Ergebnisse der Radiokarbon-Methode führt. Da das Grabtuch 1532 einem schweren Brandgeschehen ausgesetzt war, können sich so zusätzliche Verzerrungen der Messergebnisse

in Richtung auf ein scheinbar jüngeres Alter ergeben. In diesem Zusammenhang zieht Siliatos Dokumentation von 2000 auch Laboruntersuchungen einer russischen Forschergruppe heran, welche im Labor diesen Effekt nachgestellt hatten (D. A. Kouznetsov, A. A. Ivanov, P. R. Veletsky: *Effects of fires and biofractionation of carbon isotopes on results of radiocarbon dating of old textiles. The Shroud of Turin*. In: *Journal of Archaeological Science*. 23, 1996, S. 109–121). Da hinsichtlich der wissenschaftlichen Seriosität von Kouznetsov und Kollegen erhebliche Bedenken laut geworden sind, sollte man deren Beitrag zur Sache inzwischen einklamern.

Von einem ganz anderen Ansatz her bestätigen jüngste chemische Untersuchungen von Raymund Rogers sowieso, dass die Radiokarbonproben von 1988 nicht repräsentativ gewesen sein können: Unterschiedliche Vanillin-Konzentrationen in verschiedenen Tuchbereichen zeigen, so Rogers, dass im Mittelalter kunstvoll ein Flickchen durch „invisible reweaving“ in das Originaltuch eingewebt wurde, der bei der Entnahme der Proben als solcher nicht erfasst wurde, und daher versehentlich das Alter einer ausgebesserten Stelle gemessen wurde. Das Alter des Tuches bestimmte Rogers aufgrund der Vanillinkonzentration auf einen Bereich von 1300 bis 3000 Jahren (Raymond N. Rogers: *Studies on the Radiocarbon Sample from the Shroud of Turin*. In: *Thermochimica Acta*. Band 425, 2005, 189–194).² Inzwischen wurde in zwei weiteren chemischen resp. statistischen Analysen gezeigt, dass die Proben von 1988 nicht repräsentativ sein können. Es handelt sich einmal um M. S. Benford / J. G. Marino: *Discrepancies in the radiocarbon dating area of the Turin shroud*. In: *Chemistry Today* 26 (2008) Nr. 4 / July-August 2008. Zum anderen um M. Riani, et al.: *Regression analysis with*

² Das Abstract von Rogers Papier lautet: „In 1988, radiocarbon laboratories at Arizona, Cambridge, and Zurich determined the age of a sample from the Shroud of Turin. They reported that the date of the cloth's production lay between a.d. 1260 and 1390 with 95% confidence. This came as a surprise in view of the technology used to produce the cloth, its chemical composition, and the lack of vanillin in its lignin. The results prompted questions about the validity of the sample. Preliminary estimates of the kinetics constants for the loss of vanillin from lignin indicate a much older age for the cloth than the radiocarbon analyses. The radiocarbon sampling area is uniquely coated with a yellow–brown plant gum containing dye lakes. Pyrolysis-mass-spectrometry results from the sample area coupled with microscopic and microchemical observations prove that the radiocarbon sample was not part of the original cloth of the Shroud of Turin. The radiocarbon date was thus not valid for determining the true age of the shroud. © 2004 Elsevier B.V. All rights reserved.“

partially labelled regressors: carbon dating of the shroud of Turin. In: *Statistics and Computing* 23 (2013), 4, 551–561.

(6) Kulturgeschichtliche Datierung

Man bezieht sich hier v.a. auf Aloe und Myrrhe als Zeit- und Kulturindikatoren: „Zwischen den Fäden des Grabtuchs befanden sich sehr alte Pollen von ‚Aloe Socotrina‘ [...] Weitere Untersuchungen förderten später Körner von ‚Mirra Cummiphora‘ zutage. Im 1. Jahrhundert, zur Zeit Neros, hat der Arzt und Pharmazeut Pedanius Dioskurides seine Abhandlung ‚De Materia Medica‘ geschrieben, in der er für die Grabstätten ‚fäulnisverhindernde‘ und ‚bewahrende‘ Aromastoffe empfahl. Er nannte Aloe und Myrrhe und gab an, in welchem Verhältnis Mischungen herzustellen seien [...] Später, in Konstantinopel, hatte Aetius, Arzt, Chemiker, Kräutersammler und oberster Gerichtsarzt, eine Abhandlung über die Konservierung von Leichnamen geschrieben. Und aufgrund seiner sehr langen Erfahrung hatte er je ein Pfund Myrrhe und Aloe als für den Zweck ausreichend empfohlen [...] Die Aloe Socotrina, die damals aus Arabien importiert wurde [...] produzierte die ‚leuchtende‘ Aloe von hochgeschätzter Qualität, die in der Antike bevorzugt zu rituellen Zwecken Verwendung fand. Die Mirra Cummiphora kam aus Indien oder von der afrikanischen Küste des Roten Meeres. Man gewann und sammelte das bittere, äußerst wohlriechende und adstringierende Gummiharz, das sehr langsam aus der eingeschnittenen Rinde tropfte [...] Das Grabtuch aus Leinen enthielt folglich Reste von Aromastoffen, die nicht nur den Erzählungen des Evangeliums entsprechen – die von Nikodemus für sein barmherziges Werk ausgewählten und von Zeugen genannten Aromastoffe – sondern auch der Bestattungstradition der Antike.“ (Siliato 2000, 321–322)

Dasselbe Bild bieten andere antike Grabtuchreste aus Leinen, deren chemische Analyse sich mit jener des Grabtuches von Turin deckt: „Tatsächlich erhielten aufgrund der archäologischen Funde des letzten Jahrhunderts große und kleine Museen zahlreiche sehr alte Bestattungstoffe, die zeigen, daß Leinen mühelos die Jahrtausende überdauert, und es also keinen Grund gibt, sich über die Existenz des Grabtuchs von Turin zu wundern. Die Ergebnisse der Mikroanalysen der Stichproben und des Grabtuchs waren so ähnlich, daß man die Auswertungsdiagramme

gramme übereinanderlegen konnte. In den Fasern der Gewebe aus dem ägyptisch-palästinischen Gebiet fand man jedoch eine bestimmte Menge eines alten Salzes, das sich festgesetzt hatte. Und man entdeckte, daß auch die Fasern des Grabtuchs – und das nach so vielen Jahrhunderten, Wechselfällen und Ausstellungen – Spuren eben dieses Salzes aufwiesen [...] In Syrien wurden ... ganze Nekropolen mit in Tücher eingewickelten Leichnamen, die auf Betten aus Salz und Aromastoffen gelegt worden waren, ans Tageslicht gefördert [...] Aber dieses Salz aus den jüdisch-syrischen Gräbern, der in den Museen gesammelten Gewebe und des Grabtuchs kam von weit her. Für den gottesdienstlichen Gebrauch und für Opfer- und Bestattungsrituale importierte die jüdische Kultur ein auserlesenes Natriumkarbonat aus Ägypten.“ (Siliato 2000, 323–324)

Wie man sich dies im Einzelnen vorzustellen hat, beschreibt unser Bezugstext so: „Wie in den jüdischen Katakomben von Rom und wie in den Nekropolen der Levante wurden Aromastoffe und Salz auf die Steinbank des Grabes gegeben. Auf die Unterläge aus Aromastoffen wurde die erste Hälfte des langen Grabtuchs ausgebreitet. Der Körper wurde darauf gelegt und die zweite Hälfte des Tuches wurde [...] umgeschlagen und vom Kopf her über den Körper ausgebreitet, so daß er vollständig zugedeckt war. Auf dem Tuch ausgestreckt, ruhte der Körper auf der Unterlage aus Aromastoffen und Salz, in das er leicht einsank, als ob er auf Sand gelegt worden wäre.“ (Siliato 2000, 333–334)

Ein weiteres kulturgeschichtliches Merkmal ergibt sich daraus, dass der Mann in dem Grabtuch von Turin nicht gewaschen und gesalbt worden ist. Nach dem jüdischen Begräbnisritus (Taharah) hätte dies im Normalfall geschehen müssen – aber nicht in dem Fall, der bei Annahme der Echtheit des Tuches gegeben ist: „An dem Toten, der im Grabtuch bestattet worden war, wurde nicht der Ritus der Taharah vollzogen. Er wurde eindeutig nicht gewaschen und war unbekleidet – denn er hat Abdrücke und Blut auf dem Leinen hinterlassen –, und Bart und Haare waren nicht geschnitten [...] Im Laufe der Jahrhunderte antworteten ... Rabbinen, die bei ähnlichen Tragödien um Rat gefragt wurden, immer auf die gleiche Art und Weise: ‚Der Leichnam, der noch das Blut an sich trägt, das im Moment des Todes vergossen wurde – ‚Blut der Seele‘ genannt – darf nicht abgewaschen werden, darf nicht die Taharah und auch keine Salbungen erhalten und muß in dem Zustand, in dem er sich befindet, in ein Laken gewickelt werden.“ (Siliato 2000, 330–331)

Das herausforderndste Element im Zusammenhang der kulturgeschichtlichen Datierung ist schließlich dieses: „Seit jeher hatte die Prüfung des Antlitzes auf dem Grabtuch gezeigt, daß es an den beiden Seiten und unter dem Kinn dem Kinn Bereiche gab, an denen sich kein Abdruck gebildet zu haben schien. Es waren drei leere Streifen, die man auf eine Binde zurückführen wollte, die den Mund des schließen sollte. Aber die Position des Kopfes mit dem auf die Brust gedrückten Kinn schloß diese Notwendigkeit aus. Und das Rätsel blieb ungelöst. Ein aufmerksamer Beobachter gewann jedoch den Eindruck, innerhalb dieser hellen (und auf dem Fotonegativ dunklen) Streifen würde etwas auftauchen. Am Institut d’Optique d’Orsay in Paris arbeitete André Marion, Kernphysiker und Forscher beim CNRS, ein Mann mit langer Erfahrung in der computerunterstützten Bildbearbeitung. Sein Spezialgebiet war die Sichtbarmachung von Schriften in alten Handschriften, eine Technik, die auch bei kriminalistischen Untersuchungen Anwendung fand [... Er vermutete:] Vielleicht rühren die Streifen von einem rohen Pinselstrich her, mit dem der ‚Untergrund‘ für die Beschriftung – Kreide oder Leim auf das Leinen aufgetragen wurde, um das Stoffgewebe so zu verdichten, daß es ebenfalls eine Inschrift aufnehmen könnte [...] Mit dem modernsten Mikrodensitometer des Institut d’Orsay [wurden von Marion] die stärksten Störungen [...] aus dem Bild genommen [...] Und vom Untergrund [...] tauchten mit zunehmender Deutlichkeit sehr alte ‚Schatten‘ geschriebener Buchstaben auf [...] Zum Schluß wurde das Bild, das auf dem Computerbildschirm das Ergebnis all dieses Zusammenlaufens von Daten war, mit einer weiteren Reihe von elektronischen Filtern behandelt, um es hervorzuheben, zu verstärken und nochmals zu reinigen. Und so sah man, daß in den Streifen, die auf dem Grabtuch den Kopf umrahmten, in aller Deutlichkeit Schriftzeichen zum Vorschein kamen. Es handelt sich um griechisch-lateinische Zeichen, auf dem ‚positiven‘ Foto sah man sie jedoch seltsamerweise verkehrt geschrieben [...] Genaueste Techniken zur Verstärkung haben diese Schatten auf der linken Seite des Gesichts zu lesbaren Zeichen gerinnen lassen [...] Wenn man diese Buchstaben nun aneinanderreihet, ergibt sich: NNAZARE(H)NOΣ. Unter dem Kinn wurden weitere Zeichen sichtbar. Den Paläographen zufolge handelt es sich dabei um griechische Zeichen: ein H, ein Σ, ein sehr schwaches O und ein Y. [...] Das [ist ohne den Anfangsbuchstaben Jota] IHΣOY, auf hebräisch Jeshua, den die Lateiner Jesus nennen. Dies ist der evidente archäologische

Nachweis, daß auf dem Tuch, das den Leichnam bedeckte, die römische Macht dessen Identität, das Todesurteil und die erfolgte Einrichtung bestätigt hat.“ (Siliato 2000, 337–343) Über die Untersuchung gibt es ein Buch von A. Marion / A.-L. Courage: *Nouvelles découvertes sur le suaire de Turin*, Paris 1998.

(7) Religionsgeschichtliche Stationen

Wir folgen wiederum unserem Bezugstext: „Man hat ... behauptet, es gebe keine frühen Dokumente, die die Existenz des Grabtuchs belegen würden. Vor dem Jahr 1300, vor seinem Auftauchen in Lirey [Frankreich], herrsche historische Leere, ein ‚schwarzes Loch‘. Mit akademischer und schlecht informierter Sicherheit wurde dies jahrzehntelang behauptet. Das Gegenteil ist wahr. In den Archiven von halb Europa, im Fundus berühmter Bibliotheken, in seit einem Jahrhundert veröffentlichten – und nicht gelesenen – Forschungsberichten, in unterschätzten oder nicht richtig begriffenen archäologischen Funden lag eine ganze Menge – allerdings nicht geordnetes – Material vor. Aber niemand hat sich die Mühe gemacht, es auszuwerten.“ (Siliato 2000, 22)

Eine erste Station mit einschlägiger Lokaltradition, welche sich auf das Grabtuch beziehen lässt, ist die Anlage von Qumran am Toten Meer. So wurden auf dem Tuch „Pollen von ‚Reaumuria hirtella‘ und von ‚Zygophyllum dumosum‘ gefunden; diese zwei Pflanzen gehören zu den häufigsten Gewächsen in den Steinwüsten um das Tote Meer. Noch im 5. Jahrhundert sagte man den Pilgern, daß das Grabtuch in jenem steinigem Gelände versteckt worden war.“ (Siliato 2000, 134) Hierher gehört auch diese Notiz: „Um das Jahr 325, unter König Miriani [von Georgien im Kaukasus], berichtet ein alter Mönch und Historiker mit Namen Niaphoris, daß nach einer alten Tradition der frühen Kirche der Apostel Petrus das Tuch an sich genommen habe. Es sei dann aber an einem unbekanntem Ort versteckt worden.“ (Siliato 2000, 167)

In Siliatos Rekonstruktionsversuch ergäbe sich dieses Szenario: „Der, der vor Jahren das Grabtuch in Qumran vergraben hatte – dort, wo später ein Kloster errichtet werden sollte –, hatte damals nur die Blutflecken auf dem Tuch gesehen. Während der langen Zeit, die das Tuch versteckt war, konnte – wie die Untersuchungen von Pellicori und Volckringer gezeigt haben – die chemische Reaktion einsetzen, die den

Abdruck auf dem Leinen sichtbar werden ließ. Es wurde genau an allen Stellen dunkel, an denen es den Körper berührt und seinen Schweiß aufgenommen hatte, und es hat genau und vollkommen seine Formen nachgezeichnet.“ (Siliato 2000, 163)

Die nächste Station, welche in den schriftlichen Überlieferungen dann und zwar sehr massiv mit dem Grabtuch in Verbindung zu bringen ist, ist Edessa: „Die verfallene türkische Stadt Urfa [... ist] das alte Edessa, die Hauptstadt des Königreichs Osrhoene. Dort wurde im 2./3. Jahrhundert ein geheimnisvolles Tuch mit dem Antlitz von Golgota verehrt. Man hatte es ‚Acheiropoieton‘ genannt, ‚nicht von Menschenhand gemacht‘, und es war in der gesamten Christenheit des Ostens berühmt gewesen.“ (Siliato 2000, 133) Und „während Jerusalem verwüstet und die jüdische Bevölkerung zerstreut war und Wellen von Judenchristen in die Berge flohen, wurde in Edessa die erste christliche Kirche erbaut, die vielleicht älteste frei errichtete Kirche der Welt. Und das Königreich Osrhoene nahm um 170, lange vor Konstantin und Theodosius, das Christentum als offizielle Religion an.“ (Siliato 2000, 165)

Ein nächstes mögliches Fenster in die weitere Geschichte bietet die römische Eroberung Edessas: „Im Jahre 212 besetzt [Kaiser] Caracalla Edessa, stürzt die Dynastie der Agariden und gründet eine römische Militärbasis: ‚Colonia Edessenorum‘. Die Unabhängigkeit von Edessa war dahin, sie wurde unter Gordian kurz wiedergewonnen und ging dann endgültig verloren. Unterdessen war das Christentum zu einem politischen Feind des Imperiums geworden, und die christliche Gemeinde des besetzten Edessa mußte – wie die Gemeinden anderer Städte auch – mehrmals in den Untergrund gehen [...] Es gibt Dokumente, die berichten, daß in jenen Tagen ein Bischof, dessen Name nicht genannt wird, das ‚Acheiropoieton‘ an der unzugänglichsten und am besten zu verteidigenden Stelle der Stadt versteckt hat: in einer Nische im oberen Teil der berühmten Mauer, die dann sorgfältig zugemauert wurde.“ (Siliato 2000, 165–166)

Die nächste massive geschichtliche Erinnerung verbindet sich mit dem Krieg zwischen Persien und dem (Ost-)Römischen Reich im 6. Jh.: „Die Macht Persiens war 531 neu erstarkt. Chosrau I. Anuschirwan ‚der Große‘ dehnte die südlichen Grenzen bis zum Jemen aus, dann wandte er sich nach Westen gegen den alten Feind, das römische Reich. Im Jahre 544 tauchte er vor den Mauern von Edessa auf und belagerte die

Stadt [...] Einem Traum des Bischofs Eulalios folgend – war es Intuition, Hellschere, eine Hellsichtigkeit in der Verzweiflung? – fand jemand auf dem höchsten Tor von Edessa einen sorgfältig zugemauerten Hohlraum, der dennoch unter der Spitzhacke hallte. Der Hohlraum wurde geöffnet – und man sah jetzt, wo einige Jahrhunderte zuvor ein anderer Bischof das Acheiropoieton, sorgfältig zusammengefaltet, versteckt hatte. Seit jeher wußte die Stadt, daß sie eine wunderbare und außergewöhnliche Reliquie besessen hatte. Sie auf diese Art und Weise wiederzufinden, war in den Zeiten der Angst für die Belagerten ein wundervolles Gefühl: Eine Psalmen singende, weinende und jubelnde Prozession aus Einwohnern, Soldaten und Geistlichen ließ die Mauern der Stadt hinter sich und hielt das Leinen, das nicht von Menschenhand bemalt worden war, hoch gen Himmel [...] Nach kurzer Zeit hatte das persische Lager [durch Wind verursacht] Feuer gefangen und Chosrau, seiner Kriegsmaschinen und des Mutes seiner Männer ledig, hob die Belagerung auf [...] Im darauffolgenden Jahr unterzeichnete Justinian einen Waffenstillstand mit den Persern. In Edessa vollendete er die ‚Große Kirche‘ mit einer erhabenen Säulenvorhalle und einer riesigen Kuppel, und er nannte sie Hagia Sophia, die ‚Göttliche Weisheit‘, wie die Kirche in Konstantinopel. Rechts von der Apsis erhob sich eine prächtige Kapelle, in der das Acheiropoieton aufbewahrt wurde.“ (Siliato 2000, 168–170) – „Es wurde nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten und jedes Jahr zu Ostern ausgestellt.“ (Siliato 2000, 172) Die von Justinian erbaute Kathedrale enthielt ein Meer von Säulen, alle Gewölbe waren mit glänzenden Mosaiken verkleidet, sie galt als eines der Weltwunder. In der Stadt zählte man dazu noch dreihundert Kirchen, Klöster und Kapellen.

„Die Art der Aufbewahrung war ähnlich der, die sich Guarini für den Dom von Turin ausgedacht hat. Aber das Tuch wurde, wie zur Zeit der Könige namens Abgar, in einfallsreicher Art und Weise zusammengefaltet ausgestellt, so daß der Abdruck des entkleideten und blutigen Leichnams verborgen und nur das Antlitz sichtbar war.“ (Siliato 2000, 170–171)

„Damals wurde – beinahe gleichzeitig in Kappadokien, in Syrien und in Konstantinopel – in einer Zeitspanne von wenigen Jahrzehnten überall in der byzantinischen Welt und im Einflußbereich der Orthodoxie das Antlitz Christi nun nicht mehr, wie zu Zeiten Konstantins, im hellenistischen Stil eines jungen heidnischen Gottes dargestellt. Überall – als

Gemälde, als Fresco, als Mosaik, auf Vasen und Münzen – erscheint jetzt dieses neue und wahre Antlitz.“ (Siliato 2000, 173–174)

Die nächste und ähnlich bedeutende Station ist Konstantinopel, die Hauptstadt des oströmischen Reiches, wohin das Tuch nach sehr vielen Indizien im 10. Jh. durch General Johannes Gurgon im Auftrag des oströmischen Kaisers gebracht wurde: „Am 15. August des Jahres 944 [... empfang] Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos [...] den General Johannes Gurgon und den Archidiakon Gregorios, die in den Hafen der langen, schmalen Bucht des Goldenen Horns zurückgekehrt waren und nun in einem goldenen Reliquienbehälter dem Kaiser das lang erwartete heilige Tuch aus Edessa, das Acheiropoieton, übergaben [...] Am nächsten Morgen, dem 16. August (an dem dann im byzantinischen Kalender ‚das Fest des Grabtuchs‘ gefeiert werden sollte), trat ein feierlicher Zug aus dem Blachernentor und zog, angeführt von Konstantin und einen beiden Mitkaisern, in einer langen Prozession außerhalb der Stadtmauern zur Porta Aurea, dem ‚Großen Goldenen Tor‘, durch das seit jeher alle kaiserlichen Triumphzüge in die Stadt eingezogen waren [...] Auf diesem Weg wurde an jenem Morgen das Grabtuch, wie uns Zeugen berichteten, in einem wahren Begeisterungstaumel der Menge in die Stadt getragen. Der Zug wurde vom Patriarchen von Konstantinopel Theophylakt empfangen, der die Tore der Hagia Sophia, der von Justinian errichteten Basilika, öffnete.“ (Siliato 2000, 185–188)

„Dann formte sich der kaiserliche Zug erneut und nahm den Weg auf, der am Hippodrom mit dem Obelisk des Theodosios vorbei zum ‚kaiserlichen Bezirk‘ führt, mit den Konstantin I. erbauten Palästen, die Justinian um den zum Meer hin gelegenen prunkvollen Bukoleon-Palast erweitert hat, und schließlich erreichte die Prozession den Thronsaal. Konstantin nahm den Umhang in kaiserlichem Purpur, dem von Rom geerbten Symbol der höchsten Macht, von einen Schultern, und das Grabtuch wurde auf den Purpurmantel gelegt. Dann hob der Kaiser beides mit seinen Händen hoch und legte es über seinen Thron. Wir besitzen eine Abbildung dieses Augenblicks. Es ist eine Miniatur in einem griechischen Codex, der in der Nationalthek Madrid aufbewahrt wird. Der dokumentarische Wert dieser Miniatur ist unermesslich.“ (Siliato 2000, 193)

Weiter Siliato: „Die Zeremonie, die Konstantin VII. Porphyrogenetos zur Verehrung des Heiligen Tuchs durchführte, wurde von seinen Nachfolgern fortgeführt. Alfred Rambaud berichtet in seinen 1912 ver-

öffentlichent „Etudes sur l’Histoire byzantine“ – damals waren die mittelalterliche Geschichte und die Identität des Grabtuchs noch sehr unklar – daß sich in dem Thronsaal, in dem der Basileus mit großem Prunk, wie die Zeugen berichten, die Gesandten empfing, neben seinem hohen, goldglänzenden Thron ein zweiter, leerer Thron befand: der Thron des „obersten und unsichtbaren Herrschers“. Um dies zu unterstreichen, wurde manchmal das Evangelium oder das Acheiropoieton aus Edessa auf diesen Thron gelegt. Dieses war aus Ehrfurcht und Ererbietung als „tetradypion“ zusammengefasst und mit einem kostbaren Rahmen umschlossen.“ (Siliato 2000, 197)

„Im Jahr 1151 zeigte [Kaiser] Manuel das Grabtuch verdienstermaßen einem Mann, der von den äußersten Grenzen der damals bekannten Welt, aus Thingeyrar im Norden Islands, gekommen war. Er fuhr, hin und zurück, mehr als 6500 Meilen über das Meer, mit einem dieser Schiffe, die ein Segel und hohe, breite Bordwände hatten und die auch die normannischen Piraten benutzten. Es war der Benediktinerabt Nicholas Soemundarson. Er hatte genug Zeit, das Tuch in Ruhe zu betrachten und sich Notizen zu machen [...] Die Beschreibung Soemundarsons, die jetzt, nach mehr als 800 Jahren, wieder bekannt geworden ist, führt die hervorstechenden Merkmale auf und verwendet dabei die Begriffe, die auch ein heutiger Betrachter des Turiner Grabtuches verwenden würde.“ (Siliato 2000, 211–212)

Ein weiterer historischer Hinweis auf das Tuch erfordert eine kleine Einführung in folgende weitere Brandbeschädigung: „Auf den Fotos des Grabtuchs [sieht] man – an einer Stelle, die von der [beim Brand 1532] glühenden Ecke des Kastens entfernt lag – noch andere, zwar kleine, aber sehr intensive Brandstellen, die im Stoff vier rundliche Löcher hinterlassen hatten; drei Löcher liegen auf einer geraden Linie, das vierte seitlich davon, so daß sie zusammen ein großes L bilden. Die eigenartige Anordnung wiederholt sich auf dem Tuch nur viermal, und der Abstand der Brandstellen zueinander ist anders als der der Stellen des Brandes von Chambéry [am 4. Dezember 1532 in der Sainte Chapelle in Chambéry / Savoyen ...] Diese runden, so seltsam in Form eines großen L angeordneten Brandstellen, sind schon Albrecht Dürer aufgefallen, der sie 1516, also 15 Jahre vor dem Brand von Chambéry, wiedergegeben hat. Aber ihre Herkunft verlor sich im historischen ‚schwarzen Loch‘ des Turiner Grabtuchs, von dem man bis vor kurzem gesprochen hat. Bis zu dem Tag, an dem man in der Nationalbibliothek von Buda-

pest entdeckte, daß eine kostbare, zwischen 1150 und 1195 zu datierende Pergamenthandschrift – nach ihrem Entdecker Codex Pray genannt – eine Miniatur enthält, die das Grabtuch wiedergibt. Auf dieser Miniatur ist etwas zu sehen, was bisher noch niemandem aufgefallen war. 1150 wurde in Konstantinopel von Kaiser Manuel II. Komnenos ein ungarischer Botschafter empfangen [...] Bei dieser politischen Annäherung zwischen dem jungen ungarischen Reich und dem Oströmischen Kaiserreich hatte ein aufmerksamer Beobachter, der zeichnen konnte, das ‚Sindon‘ aus der Nähe gesehen [...] Seiner akribischen Genauigkeit – und der Untersuchung, die Jerome Lejeune hierüber 1993 vorlegte – verdanken wir die Erkenntnis: Das seinerzeit in Konstantinopel aufbewahrte ‚Sindon‘ ist das Turiner Grabtuch. Und der auf der Miniatur festgehaltene Vorgang geschah etwa drei Jahrhunderte vor dem Zeitraum, den die Radiokarbon-Datierung als Entstehungszeit des Grabtuchs angegeben hat.“ (Siliato 2000, 34–37)

Die nächste historische Station ist die Eroberung Konstantinopels durch das Ritterheer des 4. Kreuzzuges 1203. Seit damals ist das Sindon oder Grabtuch nicht mehr in Konstantinopel nachweisbar. Ein französischer Adliger namens Othon de la Roche aus dem Heer des 4. Kreuzzuges und seine Nachfahren werden in Folge stattdessen mit demselben in Verbindung gebracht, zuerst in Athen, das Othon als Herzogtum zugefallen war, dann in Akkon, Zypern und schließlich in Frankreich: „Nikolaus von Otranto [hielt] schriftlich fest, daß er zusammen mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal von S. Susanna, dieses Tuch insgeheim in Athen gesehen hatte [...] Es war wohl in dieser Situation, daß sich Othon dem Templerorden anvertraute [...] Es lassen sich die Spuren dieser [...] Reise nachzeichnen, die über St. Johannes von Akkon, der Festung der Tempelritter, und die Insel Zypern, die sich ein paar Jahre lang im Besitz der Templer befand, nach Marseille führte. Vielleicht wollte Othon, daß das Grabtuch in Frankreich seiner Familie, genauer, seinem Vater, ausgehändigt wurde.“ (Siliato 2000, 242)

Othon selbst finden wir ebenfalls in seiner Heimat wieder: „Über Othon de la Roche und seine mächtige und historisch einflußreiche Familie wissen wir, daß sie des Herzogtums Athen schon bald überdrüssig wurden. Othon vertraute es Guy, einem Sohn seines Bruders, an und kehrte nach Frankreich zurück.“ (Siliato 2000, 243)

Im Umfeld der Familie Othons sprechen die Quellen „35 Jahre nach dem gewaltsamen Ende der Templer, als der Hundertjährige Krieg in

aller Heftigkeit entbrannt war“ neuerdings: Damals „tat sich ein französischer Adliger mit Namen Geoffroy de Charny hervor, Herr von Chavoisy und Lirey [...] Dieser Adlige stammte aus einer berühmten Familie: Ein anderer Geoffroy de Charnay (bzw. de Charny), Tempelritter, Präzeptor für die Normandie, hatte gemeinsam mit dem Großmeister des Templerordens Jacques de Molay den Scheiterhaufen bestiegen. Genauso bedeutend war die Familie seiner Frau, Jeanne de Vergy: Sie stammte in direkter Linie in der vierten Generation von Othon de la Roche ab, dem Plünderer von Blachernenpalast und -kirche [...] Wie üblich hatte der Krieg die Finanzen erschöpft, und Geoffrey bat 1349 Papst Clemens VI. um Ablässe und Privilegien für die auf seinem Land befindliche Kirche von Lirey. Dabei kündigte er an, ‚zelo devotionis accensus‘ (von frommem Eifer entflammt) dort ‚quondam figuram sive representationem Sudarii Domini Nostri Jesu Christi‘ (eine Gestalt oder vielmehr ihre Abbildung auf dem Schweiß Tuch unseres Herrn Jesus Christus) auszustellen. Die Ausstellung eines solchen Gegenstandes rief damals – wie es sicher zu allen Zeiten der Fall gewesen wäre – einen geradezu sintflutartigen Pilgerstrom herbei. Geoffroy ließ für die Pilger, die zum wundersamen Heiligen Gegenstand in der Stiftskirche von Lirey zogen, eine Gedenkplakette prägen, ein ‚Pilgerbild‘ [...] Erst Jahre später erkannte die Forschung, daß es sich bei diesem Medaillon um eine sehr genaue Nachbildung des Turiner Grabtuchs handelte, angebracht über jenen Wappen, in denen sich symbolisch die beiden Hauptelemente seiner geheimnisvollen Vergangenheit verbanden.“ (Siliato 2000, 251–253)

Der zuständige Bischof von Troyes stellte sich damals zunächst gegen die Ausstellung des Bildes und vermutete eine Fälschung. Erst eine offizielle Untersuchung durch den Apostolischen Stuhl in Rom (Clemens VII.) beendete 1389 den Streitfall im positiven Sinn.

Von der letzten Vertreterin Margarite des Hauses von Charny erwarb im Jahr 1453 das Haus Savoyen das Grabtuch. Es wurde in der Hauptstadt Chambéry in einer Kapelle aufbewahrt und 1578 auf Anordnung Herzog Emanuel Philiberts von Savoyen nach Turin gebracht, das seit 1563 neue Hauptstadt Savoyens geworden war. Seitdem befindet es sich bis heute in einer eigenen Kapelle des Turiner Doms. Bis 1983 blieb es auch im Besitz des Hauses Savoyen, welches damals das Grabtuch dem Hl. Stuhl übereignete.